

Steffen Kluck (2008): Gestaltpsychologie und Wiener Kreis. Stationen einer bedeutsamen Beziehung. Freiburg/München: Alber. ISBN 978-3-495-48325-1. 224 Seiten, € 36.

Gestaltpsychologie und Wiener Kreis übten großen Einfluss auf Psychologie und Philosophie des vergangenen Jahrhunderts aus. Sollte diese Feststellung zutreffen - übrigens eine wohl eher banale historiografische Feststellung – dann trifft auch zu, dass das Fehlen eines systematischen Studiums des Verhältnisses dieser beiden Denktraditionen zueinander bis heute als markante Lücke in der Philosophiegeschichte des 20. Jahrhunderts auffällt. Mit *Gestaltpsychologie und Wiener Kreis* leistet Steffen Kluck einen ausführlichen und beredten Beitrag, um diese Lücke zu schließen.

Klucks Buch gibt zunächst einen Überblick zur Lage der Psychologie am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts; er untersucht das Umfeld, in dem die *Gestaltpsychologie* entsteht; er liefert eine gründliche Zusammenstellung ihrer prinzipiellen Kernpunkte (das Ganzheitlichkeitsprinzip, die Ablehnung der Konstanzannahme, die These der Strukturiertheit des Gegebenen usw., 15 -52). Auf diesen ersten Seiten findet der Leser zudem ein vollständiges Bild der wichtigsten Autoren, die sich von unterschiedlichen Gesichtspunkten her mit der Gestaltpsychologie befassten und die zum Verständnis von Hintergründen, Herkunft und Besonderheiten der Berliner Schule der Gestalttheorie unabdingbar sind (Wundt, von Helmholtz, von Ehrenfels, Mach, Stumpf, Cornelius, Krueger, Meinong, Benussi, Witasek, Ameseder, Bühler, G.E. Müller)

Die Rekonstruktion des Verhältnisses von *Wiener Kreis* und *Gestalttheorie* beginnt mit der Person Moritz Schlick, fortgesetzt mit Rudolf Carnap und Otto Neurath. Kluck beschäftigt sich intensiv mit Schlicks Interessen an Psychologie vor und nach seiner Berufung nach Wien (im Jahre 1922). Noch vor dieser Berufung in die Hauptstadt Österreichs werden Schlicks Interessen an Psychologie während seiner psychologischen Studien in Zürich (1908 – 1910) bedeutsam. In Zürich, wo er *Das Grundproblem der Ästhetik in entwicklungsgeschichtlicher Beleuchtung* schreibt (erschienen 1909 in *Archiv für die gesamte Psychologie*), befasst sich Schlick vor allem mit der Grazer Schule, insbesondere mit Stephan Witasek (64 – 67). In den folgenden Unterrichtsjahren in Rostock (1911 – 1921) veranstaltet Schlick nur einen Sommersemesterkurs im Jahre 1917 zur Psychologie („Psychologie des Fühlens und Wollens“), gefolgt von einer Vorlesung über „Psychologische Ethik“. Trotzdem bleibt sein Interesse an Psychologie bis 1915 sehr stark (vor allem angesichts der Tatsache, dass die Psychologiekurse in Rostock Emil Utitz anvertraut waren), wie zahlreiche Rezensionen zu diesem Thema aus dieser Zeit belegen. Gerade der erwähnte Kollege Emil Utitz (der in Prag Ehrenfels Vorlesungen hörte und zu einem Brentano-Anhänger wurde, auch aktiv in Anton Martys Brentanozirkel und zudem Verfasser bedeutender Werke zur Charakterologie und Ästhetik war), gab wahrscheinlich, aber eben nur

wahrscheinlich, Schlick zusätzliche Gelegenheit zur Auseinandersetzung mit dem Gestaltdenken und der Psychologie ganz allgemein (73-77). Schlicks Beziehung zur Berliner Schule beginnt hingegen ca. 1920, zweifellos unterstützt durch die Tatsache, dass David Katz 1919 in Rostock zum Ordinarius ernannt und so zum „Vermittler“ und „Katalysator“ für Schlicks Verhältnis zur Berliner Schule wurde. Ab 1921 nämlich zeigt sich Schlicks Interesse an Gestaltpsychologie, belegt durch den Briefwechsel mit Köhler (allein 1921 gibt es 7 Briefe Köhlers an Schlick). Eine weitere bedeutende Rolle bei der Verfestigung dieser Beziehung spielt zweifellos Albert Einstein, der bekanntermaßen mit Max Wertheimer eng befreundet war. In einem Brief an Schlick 1922 bringt Einstein seine hohe Wertschätzung Wertheimers zum Ausdruck, der eine Berufung nach Göttingen oder Kiel anstrebte (wo Schlick 1921 nach seiner Rostocker Zeit und vor seiner Berufung nach Wien gelehrt hatte). Auf Einsteins Brief und einem von Köhler hin schreibt Schlick ein in höchsten Tönen lobendes Gutachten zur Berufung Wertheimers nach Kiel (die aber nicht zustande kam). In dieser Zeit entsteht auch das Projekt von Reichenbach und Kurt Lewin zu einer gemeinsamen Zeitschrift. Schlick tut sich dabei aktiv hervor, er tritt diesbezüglich in Briefwechsel mit Bertrand Russell (den man sich zusammen mit Einstein als Mitarbeiter der Zeitschrift wünschte), in welchem er Köhlers Arbeiten sehr empfiehlt (106-109). Betreffs der direkten persönlichen Bekanntschaft Schlicks mit den Vertretern der Berliner Schule ist Klucks Nachforschungen zufolge auszuschließen, dass Schlick, Wertheimer und Koffka sich während der gemeinsamen Studienjahre an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität jemals begegnet sind. Aus chronologischen Gründen schließt sich eine Bekanntschaft während der Studienzeit im Falle Köhlers von selbst aus. Er, wie Schlick vor ihm, hört bei Max Planck, schreibt sich aber 1907 an der Berliner Universität ein, gerade als Schlick seine Universitätsstudien beendet (57). Doch abgesehen von der Frage nach der persönlichen Bekanntschaft ist die Gegenüberstellung auf theoretischer Ebene von größerem Interesse, die zwischen 1921 und 1925 stark in Erscheinung tritt, wie der intensive Briefwechsel zwischen Schlick und Köhler in jenen Jahren belegt und deren Auswirkungen sich in der zweiten Ausgabe der *Allgemeine Erkenntnislehre* (1925) deutlich zeigen.

Bekanntermaßen ist die Unterscheidung von Erkenntnistheorie und Psychologie, von „Gültigkeit“ und „Entwicklung“ und demzufolge von „Erkennen“ und „Kennen“ ein Kernpunkt innerhalb der Sichtweise Schlicks. Affinitäten lassen sich aber da nachweisen, wo Schlick sich in der ersten Ausgabe der *Allgemeine Erkenntnislehre* (1918) für die Sphäre des „Kennens“, für die Ebene der Erlebniswirklichkeit interessiert, - Affinitäten zwischen seinen Positionen und den auf die Assoziationspsychologie und auf Wundts Prinzip der schöpferischen Verbindungen rückführbaren Theorien einerseits, sowie andererseits auf die Produktionstheorie der Grazer Schule. Betreffs Ähnlichkeiten zur Berliner Schule,

die von ihrem Interesse an den physiologischen Korrelaten der Erfahrung und ihrer naturwissenschaftlichen Ausrichtung begünstigt wurden (94), zeigen sich diese in der zweiten Ausgabe der *Allgemeine Erkenntnislehre* (1925) ganz deutlich. Insbesondere hier übernimmt Schlick – gerade neben der Wertschätzung dafür, wie Köhler die psycho-physischen Probleme versteht – die nicht-atomistische Anschauung der sinnlichen Erfahrungswelt, zusammen mit der Idee, dass das Gegebene an sich strukturiert ist, was typisch für die Gestaltpsychologie ist. Besonders interessant an Klucks Arbeit ist seine Hervorhebung, dass bestimmte Passagen aus *Allgemeine Erkenntnislehre*, in der dieser Einfluss offensichtlich ist, (kontrastierend zueinander) zusammengeführt sind mit unveränderten Passagen aus der ersten Ausgabe (aus der Rostocker Zeit und größtenteils ca. 1916 bereits fertig gestellt), die deutlich durch den psychologischen Elementarismus geprägt waren, mithin durch die atomistische Sichtweise der sinnlichen Erfahrungswelt der Grazer Schule (97-99). Das gilt für die Übernahme der Gestalthypothese der Relativität der Bewusstseinsinhalte einerseits und für die kontrastierende Aufrechterhaltung der Idee der konstanten Reiz-Empfindungs-Relationen und der Urteilstäuschungshypothese andererseits (101-103).

Während der Wiener Zeit, die im Wintersemester 1922/23 beginnt, geht Schlick zunehmend auf Distanz zur Berliner Schule, weniger wegen der Beziehungen Schlicks zu Karl Bühler, die sich in der Hauptstadt Österreichs ergeben (und der bekanntlich auf Köhler, Koffka und Wertheimer nicht gerade gut zu sprechen war), als vielmehr wegen Schlicks Hinwendung zur Methode der logischen Analyse und der Sprachanalyse sowie der konsequenten Deklaration der absoluten philosophischen Irrelevanz der Erlebensephäre, der konkreten Erlebnisinhalte. Unter anderem ist es dieses Ambiente, in welchem auch Schlicks Annäherung an den Behaviorismus heranreift, dessen Theorien sich allesamt gegenüber empirischer Überprüfbarkeit zweckmäßig verhielten, so, wie es der Wiener Kreis gern sah (125-140). Während die phänomenologischen Aspekte der Gestaltpsychologie den theoretischen Entwurf des Wiener Kreises nicht mehr interessieren, bewirkt der physiologische Ansatz der Berliner Schule, dass beide Ansätze weiterhin in Kontakt bleiben. Trotz dieses Berührungspunktes verdeutlichen die Protokollsatz-Debatte, die Anfang der 30er Jahre beginnt, und insbesondere Schlicks *Beispiele von Konstatierungen* (die gänzlich den reinen und destrukturierten Sinnesqualitäten homogen sind), wie die Wahrnehmungsphänomenologie der Gestaltpsychologie innerhalb dieses Zusammenhangs keinerlei Rolle mehr spielt (144-148). Es muss nämlich die Tatsache hervorgehoben werden, dass die Hinwendung in den Wiener Jahren zu einer sprachanalytisch formalen Methode Schlick zur Annahme einer konventionellen Bestimmung des Beschreibungssystems bringt, mithin zum Prinzip des Beschreibungsegalitarismus, der Gleichwertigkeit aller Begriffssysteme. In *Über den Begriff der Ganzheit* (1938) z.B. kritisiert Schlick

energisch die Ansätze, denen zufolge „Probleme der passenden Beschreibung, der zweckmäßigen Definitionen (...) mit Tatsachenfragen verwechselt (werden), und so entstehen scheinbar ontologische Probleme, metaphysische Streitfragen.....“ und er meint, „Die Frage: Summe oder Ganzheit? scheint keine Tatsachenfrage, sondern eine Angelegenheit der willkürlichen Festsetzung zu sein“ (141). Dieser Ansatz ist von demjenigen der Gestaltpsychologie weit entfernt, der von einer (im phänomenologischen, aber auch ontologischen Sinn) realistischen Konzeption der Gestalten ausgeht und für den ein atomistisches Begriffssystem (wie bei Helmholtz oder Mach, die die Erfahrung als von einzelnen Elementen ausgehend betrachteten) die ganzheitlichen Phänomene ohne Rückgriff auf die verrufene Theorie der unbewussten Schlüsse oder auf die Idee der Verschmelzungen, nicht erklären konnte.

Nachdem er sich mit Schlick beschäftigt hat, wendet sich Kluck Carnap und Neurath zu, die er zusammenfassend analysiert. Carnaps Kenntnis der Gestaltpsychologie geht auf die Jahre vor seiner Berufung nach Wien 1925 zurück. Im Jahre 1923 hatte Carnap schon an einer Tagung in Erlangen teilgenommen, bei der auch Lewin zugegen war, und 1928 war er Teilnehmer an von Reichenbach in Berlin organisierten Diskussionsrunden; ebenfalls dabei: Lewin und Köhler. Carnap hatte übrigens schon seit seiner Dissertation (1921) an Psychologie, insbesondere an Cornelius und Meinong, Interesse gezeigt (150-152). Bekanntermaßen, wie Carnap selbst eingesteht, ist *Der logische Aufbau der Welt* (1928) unmittelbar von der Berliner Schule beeinflusst, da er Machs Sinnesdaten als Abstraktion betrachtet, indem er sein System auf eine phänomenalistische Basis, auf Elementarerlebnisse, gründet. Wahrscheinlich war für diese Entscheidung die Tatsache von Einfluss, dass in den Bearbeitungsjahren von *Der logische Aufbau* Carnap sich bereits der Verbindungen zwischen Reichenbachs Berliner Gruppe und der Gestaltpsychologie bewusst war, sowie ebenfalls der Affinität dieser zu Schlick (152-156). Kluck listet dann die Differenzpunkte auf, die bereits in *Der logische Aufbau* zwischen einigen Kernpunkten dieses Werks und der Gestaltpsychologie ins Auge fallen (z.B. den methodischen Solipsismus und Carnaps Methode der Quasianalyse) (158-166). In den Wiener Jahren zeigt sich – wie auch bei Schlick –, dass sich die Affinität zur Gestaltpsychologie auf das psychophysische Problem beschränkt und dass, nach 1930, sich immer mehr die Affinität vom Physikalismus des Wiener Kreises und der Konzeption des Behaviorismus durchsetzt. Wie Kluck jedoch feststellt, ist Carnaps und Reichenbachs Bitte an Karl Duncker, auf Carnaps *Psychologie in physikalischer Sprache* (1932/33) schriftlich zu erwidern, ein deutliches Zeichen dafür, dass der Wiener Kreis allgemein die Gestaltpsychologie weiterhin achtet (166-170).

All dies ist ohne weiteres zutreffend, vor allem im Falle Reichenbachs (Kodirektor von „Erkenntnis“, zusammen mit Carnap). Bezüglich dieses Punktes, unter Heranziehung des umfangreichen, von Kluck in seinem Text

benutzten Archivmaterials, erlaube ich mir auf einen sehr bedeutsamen Brief vom 21.10.1931 hinzuweisen, den Reichenbach an Lewin schrieb. Diesem Brief lässt sich entnehmen, dass die Bitte, Carnaps Text zu besprechen, ursprünglich an Köhler erging, auch wenn Reichenbach gleichzeitig hoffte, dass neben Köhler auch Lewin und Duncker zu Carnaps Schriftstück zur Psychologie Stellung nehmen würden. Hier die gesamte Wiedergabe von Reichenbachs Brief, sehr beredt und bedeutsam hinsichtlich seines Interesses an einer Stellungnahme Köhlers:

„Lieber Lewin, ich habe jetzt mit Herrn Köhler gesprochen und ihm das Carnapsche Manuskript zu lesen gegeben. Er will sich erst nach Lektüre entscheiden, ob er dazu schreiben will. Wenn ja, und Sie Lust haben, so wird es natürlich sehr wohl gehen, dass außer Herrn Köhler auch Sie gemeinsam mit Herrn Duncker dazu Stellung nehmen. Sollten Sie Gelegenheit haben, mit Herrn Köhler darüber zu sprechen, so würde ich mich sehr freuen, wenn Sie ihm auch noch zuraten würden, etwas darüber zu schreiben, da mir an einer Stellungnahme von Köhler zu Carnaps Auffassung der Psychologie ganz besonders gelegen ist“.

Die Tatsache, dass sowohl Köhler als auch Lewin (zwei herausragende Namen der Berliner Schule) dieser Bitte nicht nachkamen, indem sie Duncker diese Angelegenheit überließen, ist meines Erachtens ein klarer Hinweis darauf, wie beide die Entwicklungen der „wissenschaftlichen Weltauffassung“ des Wiener Kreises als nunmehr weit entfernt vom anfänglichen Geist der Berliner „Gesellschaft für empirische Philosophie“ betrachteten, eines Geistes, den beide anfänglich geschätzt und geteilt hatten.

Zu Beginn der 30er Jahre wird der Abstand beider Sichtweisen überdeutlich. Die konventionelle Festlegung der Protokollsprache war in der Tat mit der realistischen Auslegung der Gestalten (sowohl im phänomenalistischen, als auch im ontologischen Sinn), – typisch für die Berliner Schule – schwer vereinbar. Was zuvor zu Schlicks Beschreibungsegalitarismus gesagt wurde gilt gleichermaßen für die Festlegung der Protokollsprache und für das Prinzip der Carnapschen „Gleichgültigkeit“ (180 und 140-143). Es gilt ebenfalls weitestgehend für Otto Neurath. Auch in Neuraths *Einheitswissenschaft und Psychologie* wird „ein Beschreibungspluralismus“ erwähnt, „insofern atomische und ganzheitliche Theorien als bloße Modelle betrachtet werden, welche darüber hinaus sogar gemeinsam mit der physikalistischen Einheitssprache aufgehen können sollen“. Wie Kluck schreibt, kommt „auch in Neuraths Ansicht den Gestalten nur eine Bedeutung als Terminologie, als sprachlich formulierte Auffassung zu. In ontologischer Hinsicht bleiben sie irrelevant“. (186). Dennoch verbleibt bei Neurath, Carnap und Schlick – wenn auch in einem Generalzusammenhang, in dem die Gestaltpsychologie nunmehr für den Wiener Kreis von nebensächlichem Interesse ist – die Idee, dass dank des naturalistischen Ansatzes der Berliner Schule und deren Behandlung der physischen Korrelate der phänomenalen Gestalten

der Gestaltbegriff in das neo-positivistische Projekt einer physikalistischen Einheitswissenschaft eingefügt werden kann. Wie Kluck ganz richtig erkennt muss verdeutlicht werden, dass diese Auffassung sowohl im Wiener Kreis im engeren Sinn als auch bei denjenigen verbreitet war, die sich mit dem Programm des Wiener Kreises einverstanden erklärten. Es handelt sich um eine Idee, die sich auch in Philipp Franks *Das Ende der mechanistischen Physik* wieder findet (demzufolge die Aussagen der Gestaltpsychologie „auch in der „physikalischen Sprache“ ausgedrückt werden können“) sowie darüber hinaus in Kurt Grellings und Paul Oppenheims *Der Gestaltbegriff im Lichte der neuen Logik* (189 – 190).

Das alles betrifft den theoretischen Bereich im engeren Sinn. Was hingegen die etwas polemischeren Töne angeht, mit denen Neurath in *Einheitswissenschaft und Psychologie* von der Gestaltpsychologie spricht, so sind diese, wie Kluck vorschlägt, wahrscheinlich auf den philosophischen Zeitgeist und insbesondere auf die Polemik des Wiener Kreises gegen die zahlreichen metaphysisch-vitalistisch-ganzheitlichen Philosophieansätze zurückzuführen. Solche Ansätze waren in philosophischen Kreisen in Deutschland in dieser Zeit weit verbreitet, wie der einschlägige Bericht Johann Sauters zum VIII. Internationalen Philosophiekongress in Prag 1934 gut belegt. Angesichts dieser Verhältnisse wird deutlich, wie Neurath in *Einheitswissenschaft und Psychologie* weniger auf die Gestaltpsychologie an sich und ihre experimentellen Ergebnisse abzielt, als vielmehr auf den Begriff der Ganzheitlichkeit als Zentrum der ausufernden vitalistischen und antinaturalistischen Ansichten, die Neurath als „völkisch“ oder „deutschnationale“ Versionen der Philosophie betrachtete (186-189).

Klucks Buch ist eine umfangreiche, akkurate und wichtige Publikation; sie schließt in kompetenter Weise jene klaffende historiographische Lücke, von der anfangs die Rede war. Einzige wünschenswerte Ergänzung wäre eine ausführlichere Behandlung der Person Duncers und seiner Erwiderung auf Carnaps Text. Duncker war nicht nur ein wichtiger Repräsentant der zweiten Generation der Gestalttheorie, sondern auch Vorzugsschüler Köhlers und Wertheimers, sowie die philosophisch versierteste Persönlichkeit innerhalb dieses Kreises.

Fiorenza Toccafondi, Parma

Fiorenza Toccafondi lehrt Geschichte der Philosophie an der Universität Parma. Nach ihrer ursprünglichen Beschäftigung mit dem Neokantianismus, der evolutionistischen Epistemologie (insbesondere mit Konrad Lorenz) und dem Werk Karl Bühlers wandte sie sich ontologischen Fragen sowie der Geschichte der Gestaltpsychologie und ihrem philosophischen und kulturellen Hintergrund zu.

Adresse: Dipartimento di Filosofia, Università degli Studi di Parma, via d'Azeglio 85. 43100 Parma
E-Mail: fiorenza.toccafondi@unipr.it